

Der Kiebig.

Humoreske von H. Maudenegger.

Der Kiebig (vanellus) ist ein Sumpf- oder Waldvogel, der im Frühjahr erscheint und im Herbst wieder fortzieht; man schießt ihn der Eier wegen, welche diese Vögel legen — um mit Busch zu pflücken — auch gibt das Fleisch der jungen Kiebig einen wohl-schmeckenden Bissen. Eine andere Gattung Kiebig (homo vanellus) ist weniger beliebt. Er wechselt täglich seinen Standort, erscheint Nachmittags und Abends oftmals in vielen Grenz-plätzen im Cafe oder Wirtshaus, wo er in der Nähe von Spieltischen seine Wohnung zu sich nimmt. Man unter-scheidet den geschwätzigen, hübschen, schneidenden und überläufigen Kiebig. Der geschwätzige Kiebig pflegt wäh-rend des Spieles seine Stimme hören zu lassen, während der stille Kiebig flumm dem Gang der Ereignisse folgt; der schneidende Kiebig hält sich in an-gemessener Entfernung, während der überläufige Kiebig seinen Sitz zwischen die Spielenden hinein verlegt.

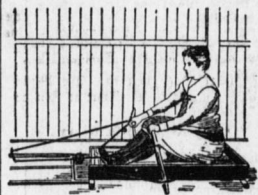
Ein Kiebig der schlimmeren Sorte war Herr Stähler, ein guttuirter Ge-schäftsmann der Haupt- und Residenz-stadt München. Mit jedem Abend er-schien er am Stammtisch eines der er-sten Restaurants, um mit seinen Freunden einige Stunden zu verbrin-gen. Jüerst wurden die Reuigkeiten durchgenommen, dann wurde ein wenig politisiert und dann brachte die liebliche Gebe die Tarotkarten und das beliebte Spiel wurde inszeniert. Stähler spielte nie mit, weil er als vorchtiger Kauf-mann sein sauer erworbenes Geld nicht dem Zufall opfern wollte; er fand ebensoviele Genuß am Zusehen, und dieses Zusehen erregte sein Interesse in so hohem Maße, daß er nicht unterlas-sen konnte, während des Spieles be-fällige Bemerkungen und Vorschläge aller Art laut werden zu lassen. Man hatte ihn schon zum Defiziten in höf-licher, ernster und denkbar schärferer Form auf das Unzulässige dieser Ein-mischung aufmerksam gemacht, aber nie den gewünschten Erfolg erzielt.

Eines Abends, als die Spielpartie eben beginnen sollte, und Stähler seinen Stuhl erwartungsvoll zwischen die Stühle der Herrn Maier und Hu-ber hineingeschoben hatte, interpellierte ihn Herr Maier folgendermaßen: „Du bist mir's aus, Stähler, daß Du heut' ein-mal Deine hochverehrte Götter im Saal halt'!“ Stähler erwiderte: „Du sag' Du Wirt! Damit sag' Du sich aber Huber nicht aufreden, sondern sagte: Das kannst net — da weilt' i, was Du willst!“ — „Ja das wären G'schah — nur raus damit!“ entgegnete Stähler. „Daß auf, Stähler!“ jagte hierauf Huber, „ich mach' Dir einen Vorschlag: Wenn Du den ganzen Abend beim Spiel sein Wort drein-reißt, nachher kannst auf meine Rech-nung essen und trinken, was Du magst — wenn net, dann zahlst Du Deine und meine Zehel!“ Mit größtem Ge-nügen acceptierte Stähler den Vor-schlag, und das Spiel begann. Stäh-ler setzte sich hinter Huber, um nur ein wenig zuzusehen. Huber hatte ein prächtiges Spiel bekommen, sagte aber mit einem Seitenblick auf Stähler: „Waffen!“ Dem erfahrenen Kiebig schoß das Blut in den Kopf, schon wollte er eine Bemerkung machen, da befann er sich, lehrte sich nach dem nächsten Tische um und rief: „Marie, die Speiskarte!“ Nachdem er sie durch-gemustert hatte, bestellte er: „Forellen blou mit Butter und Kartoffel!“ Das dienbereite Mädchen stieg ob des ungeheuerlichen Auftrages — über eine Portion Räte war Stähler noch nie hinausgegangen. Lachend befragte Stähler seinen Auftrag und machte zur Eile. Nachdem er die Forellen verzehrt hatte, sah er wieder beim Spiel zu. Herr Maier verlor ein Pfie-fer — Herzjolo infolge seiner beispiello-sen Unaufrichtigkeit. Den zusehenden Stähler wirgte das herausdrän-gende Wort, als ob er Brechweinstein genommen hätte. Schnell lief er weg und rief: „Marie, bring's mir noch eine Nummerjohne!“ Sprachlos starrte die Jungfrau auf den Schmie-mer; der aber sagte: „San' n' gut, Marie — es kommt heut' schon noch besser!“ Und er sah auch den Hummer auf und stand gleich darauf wieder hinter seinem Freund Huber. Der spielte eine Frage und that recht un-entschlossen, indem er beständig mur-melte: „Was verleg' i heut' da? hm! hm!“ Da drückte der Hummer den guten Stähler so, daß er laut auf-schreien hätte können. Mit aller Will-kraft presste er den Mund zufam-men, machte Kehrt und rief der em-pfänglichen Marie zu: „Marie, mich hunger-t noch immer — bringen sie mir Kap-poun mit Salat und Kompot und las-sen's einen Momment in's Eis stellen!“ Marie glaubte dem an einen Un-glücksfall, „Aber, Herr Stähler — machen's doch keine schlechten Wit'!“ Da fuhr er auf und sagte: „Ich bestel-le und Sie haben zu bringen, was ich bestelle!“ Im Affekt sprach er näm-lich immer hochdeutsch. Mit einer ge-wissen Sorgfalt beschäftigte er sich dann mit dem ledernen Vogel und trant seinen Zeit, indem er von Zeit zu Zeit ein spöttisches Profil zu den Spielen-den hinüberrief. Er wurde immer aufgedrumter und sagte vor sich hin: „Wart nur, Du sollst heut' zahlen, bis Du schwarz wirst!“ Er goß den schäu-menden Trant nur so in sich hinein und brachte es glücklich zu einer zweiten Flasche. Dann stand er auf und sah wieder dem Spiele zu. Man stellte ver-schiedene Versuche an, ihn zum Spre-chen zu reizen, jedoch umsonst, er blieb flumm wie ein Fisch und öffnete den Mund nur, um Flüchtigkeiten einzu-sprechen. Da sagte Herr Solo an und Huber spielte gegen ihn. Stähler ver-folgte das Spiel mit großer Span-nung, plötzlich rief er aus: „Zeit! So-

was — da Rehner is scho' g'schmieret, und Du bleibst mit der Ah stehen — so eine Stoppkerei!“ Ein allgemeines Gelächter folgte hierauf und Huber rief mit schadenfroher Betonung: „Marie, bring's mir gleich einen Kuffchen Caviar und zwei Flaschen Dommeny — auf Rechnung und Gefahr des Herrn Stähler!“ Wie vom Schläge be-rührt, sank Stähler auf seinen Stuhl — er war betagt. Dann ein Wort des Abschieds ging er während von dar-ten; am anderen Tage besahle er die ihm zugefährte Rechnung mit elischen selbzig Mart; er rächte sich aber an den Freunden bitter — von nun an kam er überhaupt nicht mehr, wenn gespielt wurde. Der Kiebig suchte sich einen anderen Brilleplatz aus!

Frauenturnen.

Jeder Arzt wird den Frauen die Versicherung geben, daß sie, sobald die erste Jugend entwichen ist, unmög-lich ein wohlgefügiges Weibere haben können, wenn sie die einfachsten Regeln der Hygiene unbeachtet lassen. Ver-nunftgemäße Pflege des Körpers und die Ausbildung der physischen Kräfte vermögen in der That Wunder zu wir-ken. Schon innerhalb einer kurzen Zeit kann eine Besserung in dem Aus-sehen eines weiblichen Wesens bemerkt werden, das nach kaum begonnenen Körperübungen aus seiner krankhaf-ten Gleichgültigkeit zu erwachen scheint. Die Bewegungen werden lebhafter, die Augen bekommen mehr Glanz, das Gesicht eine frischere Farbe. Nach we-nigen Wochen ist aus dem bleichlich-



Ruderapparat.

tigen Geschöpf, das nicht den gering-sten Anspruch darauf hatte, hübsch ge-nannt zu werden, eine kleine Schön-heit mit kräftigeren Formen, gräzi-ösem Gang, stolzem Teint und inter-essanten Wesen erworben, ungeachtet des Umstandes, daß sie weder eine grie-chische Muse, noch einen Apollonspen-dium oder sonstige dem Schönheits-ideal entsprechende Züge aufzuweisen hat.

Wohl in keinem andern Lande der Erde wird die Wahrheit des Aus-spruchs „Physische Kraft bedeutet Ge-sundheit, und gesund sein heißt schön sein“ mehr beherzigt und durch deutli-cher Beispiele bewiesen als in den Vereinigten Staaten. Es liegt nichts Wichtiges, Verzagtes in diesen Mädchen und Frauen; wenn es Ama-zonen sind, so doch ohne die weniger angenehmen Eigenschaften jenes „streitbaren“ Frauenvolks, von dem uns die bekannte Sage des Altertums erzählt.



Ruderapparat.

Den beiden letzten Degenissen ist die volle Entfaltung dieser Schönheit zu danken. Die Amerikanerinnen von 1901 sind größer, ebenmäßiger gebaut und gefühler, als es ihre Großmütter waren, die in ihren Kreolinien und Schuttenhüllen, sobald der Herbstwind über die Stoppeln wehte, sich kaum noch ins Freie wagten, sondern frü-held und überlagelt sich in schnel-lebender Pflaster schämten. Spürt man den Ursachen dieser erfreulichen Wan-dlung in der physischen und psychi-schen Beschaffenheit der Frauen nach, so wird man fast ohne Ausnahme die Wahrnehmung machen, daß innerlich-liche Übungen aller Art, die Ausbildung der verschiedenen Sports, denen sich Unkel Sams Töchter mit Lust und Liebe, jedoch ohne Uebertriebung hin-geben, von so vorzüglichem, heilsamer Wirkung auf Leib und Seele des Weibes sind.

In keiner mit einer Universtität in Verbindung stehenden Bildungs-anstalt für Damen, in keinem Mädchens-pensionat der Vereinigten Staaten fehlen heute die Einrichtungen zu at-letischer Sports, Leibesübungen und



An Schweberringen.

Spiele im Freien. Den Studentinnen und den Böglingen der Erziehungs- Anstalten wird Gelegenheit den Mund nur, um Flüchtigkeiten einzu-sprechen. Da sagte Herr Solo an und Huber spielte gegen ihn. Stähler ver-folgte das Spiel mit großer Span-nung, plötzlich rief er aus: „Zeit! So-

tion hat geradezu Berühmtheit er-langt. Für die Ausübung des Rudersports bietet der Wabanksee, der sich unmittelbar vor der Thüre der Lehr-anstalt ausdehnt, gute Gelegenheit. Um den Körper für Rudereinfahrten an Einflügel zu häften, sind besondere Apparate konstruiert worden, die sich zur Entwidlung der ganzen Muscu-latur vorzüglich eignen. Jede einzelne Muskelgruppe nimmt es mit dem Train-ieren sehr ernst, um ihre Leistungen darauf zu vervollkommen, daß sie hoffen darf, auch einmal einen Platz im Championboot zu erhalten.



Leiterübungen.

Nächst dem Rudersport ist es das interessante Korbballspiel, das sich zur Zeit der größten Beliebtheit erfreut und sogar das Lawn Tennis in den Hintergrund gedrängt hat. „Korbball“ ist dem Fußballspiel der Männer ähnlich. Von den zwei spielenden Parteien sucht jede den Ball in einen ziemlich hoch angebrachten Korb hin-einzubringen. Die Partei, die dies trotz aller Bemühungen der Gegenpar-tei, den Ball zu erobern, gelingt, hat natürlich gewonnen. Auch jene Frau-ten, die ihre Studienjahre hinter sich haben, finden in den in jeder größeren Stadt vorhandenen Instituten für „Physical Culture“ alles, was sie brauchen, um blühende Gesundheit zu erlangen oder sich dies kostbare Gut zu erhalten. Selbstständige Mädchen, die einem aufreibenden Beruf oblie-gen, von gesellschaftlichen Strapazen angegriffene Damen der großen Welt, Künstlerinnen und andere Frauen, an deren Nerven das Leben hohe Anfor-derungen stellt, nehmen ihre Zuflucht zu diesen Anstalten, die sie nach mehr-wöchigem Kurzusuch verjüngt und mit neuen Kräften ausgestattet wieder ver-fähig machen. Selbstständige Mädchen, die einem aufreibenden Beruf oblie-gen, von gesellschaftlichen Strapazen angegriffene Damen der großen Welt, Künstlerinnen und andere Frauen, an deren Nerven das Leben hohe Anfor-derungen stellt, nehmen ihre Zuflucht zu diesen Anstalten, die sie nach mehr-wöchigem Kurzusuch verjüngt und mit neuen Kräften ausgestattet wieder ver-fähig machen. Selbstständige Mädchen, die einem aufreibenden Beruf oblie-gen, von gesellschaftlichen Strapazen angegriffene Damen der großen Welt, Künstlerinnen und andere Frauen, an deren Nerven das Leben hohe Anfor-derungen stellt, nehmen ihre Zuflucht zu diesen Anstalten, die sie nach mehr-wöchigem Kurzusuch verjüngt und mit neuen Kräften ausgestattet wieder ver-fähig machen.

Wassersport.

Die Erfindung des Fahrrades und dessen stete Verbesserung und schließ-liche Ausgestaltung zu unserem heuti-gen modernen Reiterabte hat schon so manchen Grübler dazu veranlaßt, die so einfache und doch so sinnreiche Me-chanik auch auf anderen Gebieten aus-zunutzen. So haben wir eine der des Fahrrades ähnliche Konstruktion z. B. schon bei Flugmaschinen in Anwen-dung kommen sehen, und auch die Wasserfahräder, welche wir auf un-serer Illustration erblicken, sind auf demselben Prinzip der Kraftübertragung aufgebaut. Diese Wasserfahräder be-stehen aus zwei hohen Eisencylindern, die an den Enden ausgepicht sind und eine kleine Plattform tragen, auf der sich der Fahrer oder sonstige Pas-sagiere befinden. Der Fahrer — mei-



Wasserfahräder.

stens sind es zwei — sibt auf einem Sattel, von dem aus er Pedale in Be-wegung setzt, die vermittelst einer Kettenübertragung ein großes Schau-selrad treiben, durch dessen Umbewin-gung das Wasserfahrad fortbewegt wird. Es ist selbstverständlich, daß mit diesen Reitteln keine große Fahr-geschwindigkeit zu erzielen ist, denn der so überwindende Reibungswider-stand ist enorm im Vergleich zu dem, mit dem der Landradler zu rechnen hat. Aber trotzdem ist es ein großer Reiz, an schönen Sommerabenden langsam über die stille Wasserfläche eines malerisch gelegenen Stromes oder Sees dahinzugleiten, ohne be-fürchten zu müssen, einmal ein küh-les Bad zu nehmen, denn sicher sind diese Wasserfahräder. Außerdem ist es auch für den Ueberschwemmten leicht, mit diesem Mittel zu fahren, denn die Steuerung ist äußerst einfach und leicht zu handhaben, und die Fortbe-wegung des Fahrzeuges ist nicht weite-r als eine mechanische Tätigkeit.

— Aus der Schule. Lehrer: „Welche Thiere machen eine große Ver-wandlung durch?“ Frig: „Die Mä-dchen.“ Lehrer: „Recht so, auch die Mä-dchen gehören dazu. Nun sage was auch insiewert?“ Frig: „Weil man daraus einen Elephanten machen kann.“

Telegraphie ohne Draht.

Seit der Entdeckung der Telegra-phonie ohne Draht durch Marconi haben in fast allen größeren Staaten unan-gesetzte Versuche mit dem neuen System stattgefunden, die zahlreiche Verbesse-rungen und Neuerungen zur Folge hat-ten. Diese Versuche sind jedoch noch lange nicht als abgeschlossen zu be-trachten, und erst vor kurzem hat die Gesellschaft „The Marconi Interna-tional Marine Communication“ die-selben in großartigem Maßstabe fortgesetzt, indem sie eine Communica-tion durch Telegraphie ohne Draht zwischen Frankreich und Corsika her-zustellen unternahm. Die Entfern-ung, die hierbei in Betracht kommt, beträgt 175 Kilometer (ca. 105 engl. Meilen). Es wurden für die Ver-suchszwecke zwei Posten eingerichtet: der eine befindet sich zu Calvi, dem nordwestlichen Punkte Corsikas, dem



Station zu Viot.

andere zu Viot an der Südküste Frankreichs. Der letztere, welchen un-serer Bilder darstellen, befindet sich in einem Nebenraume der Bahnhof-Re-auration zu Viot. Er ist schon von außen durch einen 57 Meter hohen Mast kenntlich, der aus drei Theilen zusammengesetzt ist und durch starke Seile und Trassen in festester Stellung festgehalten wird. Dieser Mast dient dazu, die von der corsi-schen Station antkommenden elektrischen Wellen aufzufangen, zu welchem Zweck an seiner Spitze ein besonderer Appa-rat angebracht ist. Vom Mast aus werden die Wellen nach den im Ar-beitszimmer aufgestellten Instrumen-ten übertragen. Wir sehen in diesem Raume die eigentlichen Empfangs-apparate, die sich in zwei eisernen Kä-sten auf dem Tische links befinden ne-ben dem bekannten Telegraphenappa-rat von Morse, der die empfangene Depesche nieder schreibt, so daß sie von dem sich abrollenden Papierstreifen ab-gelesen werden kann. Auf den ande-ren Tischen sehen wir Leuchtender Fla-schen, Elemente, Accumulatoren, Fun-



Innere der Station.

keninduktoren u. s. w. Durch das Niederdrücken eines Contactes werden mit Hilfe einer besonderen Vorrich-tung, des sog. Oscillators, elektrische Wellen (Herz'sche Wellen) erzeugt, die vom Mast aus in den Raum aus-strahlen und sobald sie den correspon-dierenden Mast in Corsika treffen, von dem an der Spitze besitzenden an-gebrachten Auffangapparat aufgefange-n und auf eine Anzahl weiterer Appa-rate übertragen werden, die zu ihrer Verstärkung u. s. w. dienen, bis sie zuletzt im Morse's Apparat in Form eines niedergeschriebenen Telegramms sichtbar werden. Die in Viot ange-festeten Versuche haben glänzende Re-sultate ergeben, und man ist gegen-wärtig damit beschäftigt, zu versuchen, ob sich durch den einen Mast mit feinen Vorrichtungen gleichzeitig zwei Tele-gramme befördern lassen, ähnliche wie bei der gewöhnlichen Telegraphie auf einem Draht gleichzeitig mehrere De-peschen abgehandelt werden können.

Verfälschte Wirkung.



Hausfrau (leise zum Gast): „Den Pudding hat meine Tochter heute selbst zubereitet, Herr Messer!“

Gast: „Du halt's Zhen, gnädige Frau — für die Warnung!“

Kleine Täuschung.



„Sacta, hab' i' heut' 'n Riefen-bauch kriegt!“

Schlau eingefädel.



„Und nun, da wir einig sind, Geliebte, noch Eines: Bist Du aber-glücklich?“

„Durchaus nicht, lieber Theo-dor!“

„So ist's recht! Ich habe nämlich gradaus 13,000 Mart Schulden!“

Gutes Zeichen.



„Wie steht's denn mit dem Appetit Ihres Mannes?“

„D viel besser, Herr Doctor! Wie-der hat er schon geschmunzelt, wie die Knobel an seinem Bett vorübergetra-gen wurden!“

Ausweg.



Commerzienrath: „Ich dulde nicht, Amalie, daß du den Edgar, einen Mann mit so viel Schulden heirathest!“

Tochter: „Aber Papa, die kannst du ja zuvor bezahlen!“

Galant.



Fräulein: „Wieso finden Sie es natürlich, daß meine Schwestern hübsch sind?“

Herr: „Weil gnädiges Fräulein mit schönem Beispiel vorangehen!“

Ein ungalanter Chemann.



Wie Studiosus Sufferl den ihm ord-nierten Eisbeutel praktisch ausnützt.

Schlechte Behandlung.



„Sie, mit dem Affen“ dürfen Sie nicht herauf!“

„Da halt's, Alte — Du mußt a' Fuß geh'n!“

Genau.

„Aber, Liebste,“ sagt die Frau Baronin zur Frau Käthin, „warum lassen Sie denn Ihrem Mann nie Rühreier von der Köchin zubereiten, wenn er sie so gerne isst?“ „Nein,“ entgegnet die Frau Käthin energisch, „alle anderen Zubereitungen von Eiern kann er haben; aber Rühreier nicht!... Denken Sie nur, die kann man ja nicht einmal nachzählen, wenn sie von der Küche herintommen!“

Ein Bielfraß.



Fremder: „Ich störe wohl beim Es-sen? da will ich lieber später nochmal wiederkommen!“

Hausherr: „Ach, da bleiben Sie nur gleich hier... ich es' immer!“

Erklärt.



„Wieder famoser Wit, Prof... Wo Sie nur allen Zeit her haben?“

„Erlich, mein Veleber... Vorsahren ejal Vernunftsehen jeshlossen.“

Modern.



„Wie sich der kleine Peppi ein Maß-liechen vorstellt.“

Die Hauptfache.



„Nun, Fräulein, was sagen Sie zu meinem Bericht über Ihr Auftreten in dem letzten Wohlthätigkeitsconcert?“

„Was soll ich sagen? Ich bin einfach empört!“

„Warum denn? Ich habe doch Ihre Gesang außerordentlich gelobt!“

„Das schon — aber von meinet pompösen Toilette haben Sie An-merkung keine Silbe erwähnt!“

Ausweg.



Herr (zum andern, der mit seinem kleinen Buben im Restaurant sitzt):

„Warum trinken Sie gar so schnell?“

„Ich muß ja! Wenn ich nicht schnell trinke, kann's mein Bub zählen und sagt's dann meiner Alten!“

Darum!



„Es ist sehr weise von Ihnen, daß Sie Ihrem kleinen Jungen, den Sie da bei sich haben, kein Bier zu trinken geben!“

„I, wo werd' ich denn — der muß ja nachher das Schlüsselloch suchen!“

Gedankenplitter.

Wenn Mander mehr seiner selbst bewußt wäre, würde er oft nicht selbstbewußt sein.

Die menschliche Sprache dient dazu: erstens, um den Gedanken Ausdruck zu verleihen; zweitens, um die Gedanken zu verbergen, und drittens, um das Fehlen der Gedanken zu verbergen.

Für zwei Wohnvorstellungen in dieser Welt sind ungewisselhaft die Dichter und Romanschriftsteller ver-antwortlich zu machen. Erstens für den falschen Begriff, den sich die meisten Menschen von der Liebe machen, und dann für den allgemein verbreite-ten Aberglauben, daß der „Moi“ ein Wonnemonat sein müßte!

Auch eine Oratelblume.



„Warum lassen Sie sich denn bei jeder Maß einen neuen Krug geben?“

„Weil ich an den Krügen abgähle und, ob mich mei' Alte noch lieb hat oder net!... Jetzt geben S' Obacht: Sie liebt mich — „von Herzen“ — „mit Schmerzen“ — „die viert' Maß sagt g'tad“ — „ein wenig!“

„Nun sollten Sie aber aufhören, sonst kommt „gar nicht“ heraus!“

„Schad' mir! Nacha trint' ich noch zwei Maß, dann liebt sie mich wieder „von Herzen“!“

Schöner Gedanke.



„Nun, Fräulein, was sagen Sie zu meinem Bericht über Ihr Auftreten in dem letzten Wohlthätigkeitsconcert?“

„Was soll ich sagen? Ich bin einfach empört!“

„Warum denn? Ich habe doch Ihre Gesang außerordentlich gelobt!“

„Das schon — aber von meinet pompösen Toilette haben Sie An-merkung keine Silbe erwähnt!“

Ausweg.

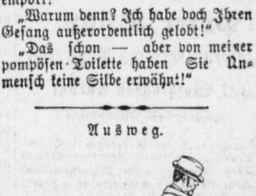


Herr (zum andern, der mit seinem kleinen Buben im Restaurant sitzt):

„Warum trinken Sie gar so schnell?“

„Ich muß ja! Wenn ich nicht schnell trinke, kann's mein Bub zählen und sagt's dann meiner Alten!“

Darum!



„Es ist sehr weise von Ihnen, daß Sie Ihrem kleinen Jungen, den Sie da bei sich haben, kein Bier zu trinken geben!“

„I, wo werd' ich denn — der muß ja nachher das Schlüsselloch suchen!“

Gedankenplitter.

Wenn Mander mehr seiner selbst bewußt wäre, würde er oft nicht selbstbewußt sein.

Die menschliche Sprache dient dazu: erstens, um den Gedanken Ausdruck zu verleihen; zweitens, um die Gedanken zu verbergen, und drittens, um das Fehlen der Gedanken zu verbergen.

Für zwei Wohnvorstellungen in dieser Welt sind ungewisselhaft die Dichter und Romanschriftsteller ver-antwortlich zu machen. Erstens für den falschen Begriff, den sich die meisten Menschen von der Liebe machen, und dann für den allgemein verbreite-ten Aberglauben, daß der „Moi“ ein Wonnemonat sein müßte!